

Meine Antwort lautete: »Ich möchte, dass alles perfekt wird, damit wir das Haus nie wieder verlassen müssen.«

»Danke, dass du dich in meiner Abwesenheit um alles gekümmert hast«, sage ich zu Fiona. »Das Haus ist ja tadellos in Schuss.«

»Überrascht dich das?«

»Natürlich.«

»Ich muss zugeben, dass ich kaum etwas zu tun hatte. Es war makellos sauber.«

»Tatsächlich? Ich habe mir durchaus Sorgen gemacht. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, dass hier jemand anders wohnt.«

»Ich hätte dir vorher sagen können, dass du das so siehst.«

Tatsächlich war es Bill gewesen, der den Vorschlag mit der Vermietung gemacht hatte.

»Sollte das Geld mal knapp werden«, begann er, als sie eines Abends am Strand grillten, »kannst du ja darüber nachdenken, das Haus für den Sommer bei Airbnb anzubieten.«

»Erinnerst du dich noch an meine Studienfreundin Kirsty?«, fragte Fiona.

Ich muss wohl ratlos ausgesehen haben.

»Die Englischlehrerin. Die, die mit dem Schuldirektor gevögelt hat, als plötzlich eine Mutter in sein Büro platzte.«

»Ach, *die* Kirsty!«

»Sie hat ein Haus mit drei Schlafzimmern in Twickenham. In den Schulferien fährt sie immer weg und vermietet es. Zweitausend Pfund kassiert sie pro Woche.«

»Zweitausend Pfund?« Ich ging in die Hocke, um eine Muschel zu begutachten, die Drake mir hinhielt. »Die ist wunderschön, mein Schatz«, sagte ich, küsste ihn auf die sanfte Wölbung seiner Stirn und schloss die Finger um die Muschel. Er trollte sich, um weitere Muscheln zu suchen.

»Alle tun das«, sagte Bill. »Das ist leicht verdientes Geld.«

»Klar, aber Elle ist anders.« Fiona warf mir einen Blick zu. »Sie hat drei Tage gebraucht, um die Türklinken auszusuchen.«

»Ich klinke schon nicht aus«, sagte ich mit einem Grinsen.

»Egal, du darfst sie nicht auf solche Ideen bringen, Bill. Du weißt doch, wer die Scherereien hat, wenn während ihrer nächsten Lesereise ihr Haus für einen Pornodreh benutzt wird ...«

»O Gott, sag nicht so etwas!« Ich lachte.

»Eine Reinigungsfirma vielleicht?«, sagte Bill.

»Kirsty räumt alle wertvollen Gegenstände in ihr Arbeitszimmer und schließt die Tür ab, ganz einfach.« Fiona fischte ein Minzblatt aus ihrem Pimm's und zerriss es mit den Zähnen. »Erinnerst du dich an das Haus, in dem Bill und ich in Pembrokeshire gewohnt haben? Das haben wir über Airbnb entdeckt. Die Besitzer haben einfach alles gelassen, wie es war. Die Schränke waren voll mit Kleidern. Ich glaube, die Frau war Tänzerin.«

»Jetzt erzähl mir nicht, du hättest Paillettenkleider anprobiert.«

»Sie hatte eher Bills Größe.«

»Ein hautenges Oberteil steht mir gut zu Gesicht«, sagte Bill und klopfte sich zufrieden auf den Bauch. »Aber mal im Ernst, du könntest ein Vermögen mit deinem Haus machen. Denk einfach mal darüber nach.«

Und das tat ich auch. Ich tat es, als ich auf die Abschlussrechnung für die Bauarbeiten starrte und mit zitternden Fingern Zahlen in meinen Taschenrechner tippte. Fiona und Bill wussten nicht – wissen es bis heute nicht –, dass ich eine Hypothek aufnehmen musste, um die Bauarbeiter bezahlen zu können.

Die Airbnb-Vermietung war also nur ein erster Versuch,

ein Testlauf. Mein Plan lautet, dass ich das Haus im Sommer wieder vermiete und irgendwohin abdampfe. Meine beiden besten Freundinnen leben am anderen Ende der Welt: Nadia ist als Englischlehrerin nach Dubai gezogen, und Sadie wohnt bei der Familie ihres Mannes auf einer Farm in Tasmanien.

Ich wende mich an Fiona. »Wie war die Familie denn so, die es gemietet hat?«

»In Ordnung«, antwortet sie und stellt ihr Weinglas auf den Couchtisch.

»Wirkten sie nett?«

»Ich bin ihnen ja nur kurz begegnet.«

Ich nehme eine Anspannung in ihrer Stimme wahr, die mich veranlasst, noch einmal nachzuhaken. »Ist wirklich alles in Ordnung?«

»Ja, absolut. Nichts zu Bruch gegangen. Die Kautions habe ich bereits zurückgezahlt. Sie haben nur ein bisschen Zeug hinterlassen.« Als sich Fiona vom Sofa erhebt, fällt mir auf, dass sie abgenommen hat. Wir beide waren immer schlank, aber ihre Schultern wirken plötzlich knochig, und ihr Brustbein zeichnet sich im Ausschnitt ihrer Bluse deutlich ab.

Fiona geht zur Anrichte und holt ein Döschen Wundschutzcreme für Babys und eine zerkaute Plastikgiraffe heraus.

»Das ist das Einzige, was ich gefunden habe«, sagt sie und drückt auf die Giraffe, die ein Quieken von sich gibt.

Unvermittelt verspüre ich eine große Traurigkeit.

»Die Bettwäsche habe ich komplett gewaschen – Kochwäsche«, fügt sie mit einem Augenzwinkern hinzu. »Drakes Kinderstühlchen habe ich wieder mit nach Hause genommen.«

»Ach ja. Danke, dass du ihn mir geliehen hast.«

»Ich habe ihn am Abend vor dem Eintreffen der Gäste vor-

beigebracht und fast einen Herzinfarkt bekommen, als die Alarmanlage ansprang. Ich hatte ganz vergessen, dass du gesagt hast, sie sei eingeschaltet.«

»Hast du sie denn ausstellen können?«

»Erst beim sechsten Versuch. Mein Trommelfell ist fast geplatzt. Okay«, erklärt Fiona und marschiert zur Wohnzimmertür, »ich geh dann mal. Ich hatte Bill gesagt, dass ich nur eine halbe Stunde fortbleibe.«

»Tut mir leid, dass ich dich hierher beordert habe.«

»Kein Problem. Bill hat ja seinen Fernseher. Dritte stören da nur.«

Als ich aufstehe und meiner Schwester einen Kuss gebe, stoßen unsere Wangenknochen aneinander.

Nachdem ich hinter Fiona abgeschlossen habe, begebe ich mich in die Küche und schalte sämtliche Lichter und das Radio an.

Ich hole mein Notizbuch aus der Handtasche und lege einen Bleistift daneben. Dann trete ich zurück und betrachte das Arrangement auf meinem Handybildschirm. Ich mache ein Foto, lade es auf Facebook hoch und füge einen Text hinzu:

*Nachdem ich zwei wunderbare Wochen als Dozentin bei einem Schreibseminar verbracht habe, bin ich wieder daheim und freue mich WAHNSINNIG, in meinen Roman einzutauchen – der sich bereits auf der Zielgeraden befindet! #IchSchreibe #Autorenleben*

Dann räume ich die Requisiten wieder weg.

In der Hoffnung, Fiona könne einen Liter Milch oder ein Brot hinterlassen haben, öffne ich den Kühlschrank – aber er ist leer.

Zu müde, um auch nur daran zu denken, wieder ins Auto zu steigen, blicke ich mich in der Speisekammer um. Schließ-

lich finde ich eine Packung vorgekochten Quinoa, den ich mit Sesampaste und Zitronensaft vermenge. Ich esse im Stehen und sehe dabei die Post durch.

Auf die Rechnungen werfe ich nur einen flüchtigen Blick und versuche die Wörter »letzte Mahnung« zu ignorieren, die quer über meine Stromrechnung gedruckt sind. Als Nächstes finde ich ein paar Päckchen von meiner Agentur; sie enthalten Bücher anderer Autoren, Vorabdrucke, die vor dem Erscheinen hochgejubelt werden müssen. Ansonsten finde ich Spendenaufrufe für wohltätige Zwecke, zwei Briefe von Fans, weitergeleitet von meinem Verleger, und eine Geburtstagseinladung von einem Freund. Als ich mich dem Boden des Stapels nähere, greifen meine Finger nach einem dicken cremefarbenen Kuvert mit aufgeprägtem Goldembblem. Es stammt von Flynns Anwalt.

In Frankreich musste ich an unsere erste gemeinsame Reise denken, die wir mit Mitte zwanzig gemacht haben. Wir hatten die Fähre nach Bilbao genommen und waren dann mit Flynns zerbeultem Seat Ibiza Richtung Norden nach Hossegor gefahren, ein Skateboard aufs Dach geschnallt, ein Zelt im Kofferraum. Im Schatten einer dicken Pinie campend, haben wir uns von Nudeln und warmem Baguette ernährt und dazu billiges Bier aus kleinen Fläschchen und Wein aus Pappkartons getrunken. Abends spielten wir im Licht unserer Stirnlampen Karten oder lagen im offenen Zelt, die ineinander verschlungenen Glieder von Salz und Sonnencreme glänzend.

Auf dieser Reise hat Flynn davon gesprochen, an welche Orte er reisen wollte – und ich habe stets zugestimmt, weil ich überall sein wollte, nur nicht zu Hause. In seiner Gegenwart kam es mir so vor, als hätte eine andere Person mein bisheriges Leben erlebt, eine Person, die von mir aus gerne in der Universitätsstadt bleiben konnte, in die ich nie wieder zurückkehren würde.

Ich kratze den restlichen Quinoa in den Mülleimer, nehme meinen Koffer und gehe die Treppe hinauf. Nachdem ich das Licht im Schlafzimmer angeschaltet habe, bleibe ich im Türrahmen stehen und betrachte das Bett.

Fiona hat sich natürlich alle Mühe gegeben, es ordentlich zu machen. Die Kissen sind aufgeschüttelt, und die weiche olivgrüne Decke ist über das gesamte Bett gelegt, nicht nur über den Fußteil. Die winzigen Details machen mir bewusst, dass ich nicht die letzte Person war, die in diesem Bett geschlafen hat, sondern eine andere Frau mit ihrem Ehemann.

Ich stelle den Koffer ab, schreite durch den Raum und lasse den Blick über die sauberen Oberflächen gleiten. Dann öffne ich die Tür meines Kleiderschranks; meine Kleider hängen noch auf der Seite, wo ich sie hingeschoben habe, damit die Gäste Platz an der Stange haben. Ich gehe zu meinem Nachtschränkchen und ziehe die Schublade heraus. Leer, so wie ich sie hinterlassen habe – oh, außer einem kleinen Döschen Männer-Haarwachs ganz hinten. Ich schraube den Deckel ab. Als ich sehe, dass es fast leer ist, werfe ich es in den Mülleimer.

Ich hole meine Kulturtasche heraus, gehe zu dem großen, frei stehenden Spiegel am Fußende des Betts, gebe Reinigungsmilch auf ein Baumwollpad und reibe mir damit sanft über das Gesicht. In Frankreich habe ich ein bisschen Farbe bekommen, und mein Haar hat in der Sonne einen warmen Karamellton angenommen.

Als ich mich vorbeuge, entdecke ich sie: Fingerabdrücke. Größer als meine. Ich sehe genauer hin. Jemand hat seine Hand flach an den Spiegel gelegt; die Spuren fremder Haut haben sich auf dem Glas abgelagert.

Während ich noch dastehe und das Spiegelbild des leeren Zimmers hinter mir sehe, fängt meine Haut zu kribbeln an. Jemand war in diesem Raum. In meinem Haus. Die Frau, die

es gemietet hat – Joanna –, muss genau an der Stelle gestanden haben, an der ich jetzt stehe. Der Spiegel hat ihr Ebenbild eingefangen. Es fühlt sich an, als sei der Blick der Fremden auf mich gerichtet.

Als ich zurückweiche, fährt mir ein scharfer Schmerz in die Ferse.

Ich stütze mich an der Wand ab, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und untersuche meinen Fuß. Mitten in meiner Ferse befindet sich ein tiefes Loch, aus dem ein Blutstropfen hervorquillt. Auf was, zum Teufel, bin ich getreten? Ich bücke mich, betrachte den Teppich und streiche mit der freien Hand darüber, bis ich auf etwas unangenehm Spitzes stoße.

Eine Glasscherbe, messerscharf, steckt tief im Flor. Vorsichtig ziehe ich sie heraus. Die Deckenstrahler fallen auf einen wunderschönen bläulichen Zapfen; das schillernde Glas kommt mir seltsam bekannt vor.

Ist irgendetwas zerbrochen? In meinem Schlafzimmer fällt mir nichts ein, von dem die Scherbe abgeplatzt sein könnte. Auf meinem Nachtschränkchen stehen nur wenige Dinge: eine Lampe mit Stativfuß, eine Blumenvase, drei Bücher hiesiger Schriftsteller. Meine Parfumflakons habe ich mit den anderen zerbrechlichen Gegenständen und den Wertsachen in meinem Schreibzimmer eingeschlossen. Dass ich diesen Glasdolch nicht zuordnen kann, hat etwas Beunruhigendes.

Ich wickle ihn in ein Taschentuch. Als ich es in den Müllimer werfe, fällt mein Blick auf den cremefarbenen Teppich – mein Blut hat eine purpurfarbene Markierung hinterlassen.

## Vorher

*Eiche, Jasmin und Zitrusdüfte – das sind die Gerüche, die mich beim Eintreten empfangen. Die Luft hat etwas Reines, Frisches, das ich von mir zu Hause nicht kenne; sie ist trocken und frei von Küchendünsten oder dieser erdigen Feuchtigkeit, die daher rührt, dass man seine Wäsche zum Trocknen auf die Heizkörper hängt.*

*Ich kann nicht anders. »Hallo?«*

*Natürlich antwortet niemand. Ich lächle. Diese Stille ist wunderbar und wird nur vom fernen Rauschen des Meeres abgemildert.*

*Auf dem robusten Eichenboden wirkt meine schwarze Reisetasche wie ein Fremdkörper. Ich schüttele meine Schuhe ab und lasse sie einfach liegen. Deine stehen, wie ich sehe, ordentlich neben der Eichenbank.*

*Ich schreite durch den Eingangsbereich, der direkt in die geräumige Küche führt. Die Wände sind in einem warmen Weißton gestrichen, vermutlich eine Farbe mit lichtstreuenden Teilchen, damit es sich so anfühlt, als würden die Wände Luft ausströmen. Vereinzelte Farbakzente – kreidige Pastellfarben – werden mit den lasierten Holzschränken, den sorgfältig ausgewählten Bildern und der kunstvoll verteilten Keramik gesetzt.*

*Der Stil ist zauberhaft und beruhigend, als habe man am Meer ausgebleichte Kiesel gesammelt und der Farbpalette zugrunde gelegt. Die klare moderne Linie der grifflosen Schränke und die granitene Arbeitsplatte kontrastieren mit dem wunderschönen alten Bauerntisch aus unbehandeltem Holz, auf welchem Trinkgefäße ihre ringförmigen Spuren hinterlassen haben. An der Wand steht eine lange Sitzbank mit Kissen aus Sackleinen. Es ist ein Tisch für eine Familie oder für Abendgesellschaften, nicht für eine einzelne Person.*



*Ich lächle, als ich das gewünschte Kinderstühlchen betrachte, das natürlich niemand benutzen wird. Auf dem Küchentresen steht in einem alten Honigtopf, zusammengebunden mit einer braunen Schnur, ein Wildblumensträußchen. Eine handgeschriebene Karte für »Joanna und ihre Familie« lehnt daran.*

*Eine nette Geste.*

*Ich nehme die Karte, lasse den Finger über die elegante Handschrift gleiten, klappe sie aber nicht auf.*

*Nachdem ich sie zurückgestellt habe, gehe ich zu einer alten, eierschalenblau gestrichenen Anrichte mit elegant geschwungenen Eisenhaken, an denen Steingutkrüge hängen. Gesprenkelte Schalen mit Seegrasmuster stapeln sich dekorativ zwischen Schraubgläsern mit Nüssen, Hülsenfrüchten und kunstvoll gestalteten Nudeln in Spiral- und Bandform. Ich ziehe eine Schublade auf, aber als ich hineingreifen will, packt mich die Angst, dass jemand die Schublade zuknallen und meine Finger einklemmen könnte – als wäre ich ein neugieriges Kind, das man ertappt hat.*

*Ich komme mir wie ein Eindringling vor. Dabei spüre ich, wie der kleine, harte Hausschlüssel in meiner Hosentasche gegen meinen Oberschenkel drückt.*

*Ich bin kein Eindringling, rufe ich mir in Erinnerung. Du hast mich hereingelassen.*

***Wenn du eine Zeitbombe in die Geschichte  
werfen willst, stell den Zeitzünder gleich  
zu Beginn und lass uns das Ticken hören.***

Die Schriftstellerin  
Elle Fielding

In der holzkohleschwarzen Hülle der dritten nächtlichen Stunde liege ich wach und spüre das Pochen in meiner Ferse. Mein Puls scheint dort zu klopfen.

Über die Jahre hinweg habe ich tausend Tipps und Tricks ausprobiert, um gegen die Schlaflosigkeit anzukämpfen: Ich habe ausgedehnte Lavendelbäder genommen, Hörbücher gehört, Verdunkelungsrollos angebracht und vor dem Zubettgehen warme Milchgetränke getrunken; die dämliche Meditations-App, die ich zunächst für den Durchbruch hielt, verlor bald ihre Wirkung; Bildschirmabstinenz, Verzicht auf Zucker beim Abendbrot, Schlaftabletten, homöopathische Mittel, Akupunktur, alles habe ich ausprobiert.

Die Leute begreifen nicht, dass die Herausforderung nicht im *Einschlafen* besteht. *Durchschlafen* ist das Problem.

Wenn mein Geist nur einen Schalter hätte, irgendeine Vorrichtung, mit der man ihn ausstellen oder wenigstens den Ton herunterdrehen könnte. Stattdessen regen sich, je tiefer die Nacht herabsinkt, alle meine Sorgen, recken sich, wachen

auf. Harmlose, belanglose Ereignisse verändern die Gestalt, und ihre Schatten wachsen ins Unermessliche.

Der Chef der Bar, in der ich gekellnert habe, pflegte über diese Angstzustände zu sagen: »Trau keinem Gedanken, den du zwischen zwei und fünf Uhr nachts hast. Das wäre, als würdest du auf dein betrunkenes Selbst hören.«

Heute Nacht hilft mir die Erinnerung an diesen Kommentar nicht. Ich atme langsam ein und aus und spüre meinem Atem nach.

Aber ich fühle sie immer noch: die eisig scharfe Spitze der Scherbe, die meine Haut durchbohrt.

Ich lehne am Küchentresen und lausche auf das Gurgeln der Espressokanne, als das kochende Wasser aufzusteigen beginnt. Was täte ich nur ohne Kaffee? Gegen fünf Uhr morgens bin ich endlich in einen tiefen, traumlosen Schlaf gefallen. Jetzt habe ich einen dicken Kopf, und meine Glieder fühlen sich taub an.

Jenseits der Fenster hängen samtig weiße Wolken am Himmel; Fetzen von Blau blitzen dazwischen hervor. Ein Kajakfahrer kämpft sich durch die Bucht, das Paddel mit bewundernswerter Eleganz hebend und senkend.

Am Ufer steht ein einsamer Vogelbeobachter, den Kragen bis zum Kinn hochgezogen. Er hat den Kopf in den Nacken gelegt und das Fernglas auf die Klippe gerichtet. Die Ruhe, die er ausstrahlt, hat etwas Bewundernswertes. Es muss schön sein, wenn einen das Leben eines Vogels derart fasziniert, dass man viele Stunden des Tags damit zubringt, ihn einfach nur zu beobachten.

Ich folge seiner Blickrichtung, um zu sehen, was er entdeckt hat.

Als ich den Winkel des Fernglases einzuschätzen versuche, läuft mir ein leiser Schauer über den Rücken. Der Blick rich-

tet sich gar nicht auf die Klippen. Er richtet sich auf eine Stelle darüber.

Auf mein Haus.

Die Erinnerung flammt wie ein Streichholz in mir auf: ein träges Lächeln; dunkle, wissende Augen, die mir folgen und mich wie die eines Falken ins Visier nehmen; die Lust in dieser Stimme, als sie meinen Namen ausspricht.

Mit einem Blinzeln jage ich den Gedanken fort, aber der Schauer bleibt.

*Natürlich beobachtet die Person nicht mein Haus*, sage ich mir. Das Fernglas muss auf einen Vogel gerichtet sein. In der Nähe nisten Uferschwalben, und gelegentlich sieht man auch ein Wanderfalkenpärchen.

Das Haar des Fremden ist mit einer Mütze bedeckt, die tief über die Ohren herabgezogen ist. Irgendetwas an der Art und Weise, wie er dasteht – die aufrechte Haltung, die schmalen Schultern –, bringt mich auf den Gedanken, dass es sich auch um eine Frau handeln könnte.

Die Person scheint mich am Fenster entdeckt zu haben, denn sie senkt das Fernglas. Unsere Blicke begegnen sich. Für einen Moment – nur wenige Sekunden lang – schauen wir uns an. Dann wendet sich die Person ab und geht weiter.

Als ich mein Handy zu mir herüberziehe, sehe ich den Namen meiner Lektorin aufblinken.

Ich bemühe mich um ein Lächeln. »Jane, hallo.«

Wir tauschen ein paar Artigkeiten über mein Schreibseminar und Janes Besuch bei der Frankfurter Buchmesse aus. Schließlich holt Jane Luft, was den unvermeidlichen Übergang vom Small Talk zum Geschäftlichen markiert.

»Also, eigentlich wollte ich mich nur mal melden und sicherstellen, dass wir den Abgabetermin nächsten Monat einhalten können.«

Meine Schultern versteifen sich. Das Buch ist bereits viele Monate überfällig. Ich habe Renovierungsmaßnahmen und Eheprobleme angeführt, und der Gerechtigkeit halber muss man sagen, dass Jane viel Verständnis gezeigt und den Termin zweimal verschoben hat. Mittlerweile ist sie aber mit der Geduld am Ende, was ich ihr nicht verübeln kann. Der endgültige Abgabetermin wurde für den zehnten Dezember festgesetzt; wenn der neue Roman dann nicht auf dem Tisch liegt, mache ich mich des Vertragsbruchs schuldig.

Während des Schreibseminars habe ich sogar ein bisschen über den Roman, den ich schreibe, nachdenken können – den ich *nicht* schreibe, besser gesagt. Seit Monaten schiebe ich Ideen hin und her und bin schon in so viele Sackgassen geraten, dass ich vollkommen das Selbstvertrauen verloren habe. Den richtigen Instinkt. Die Ideen sind nicht gut und nicht spannend genug, um die Handlung tragen zu können. Und wenn ich selbst nicht inspiriert bin und keine Begeisterung für die Geschichte aufbringen kann, wieso sollten die Leser es dann tun?

*Das Zweiter-Roman-Syndrom*, hat David, einer der Tutores des Schreibseminars, das genannt.

»Hat man einen großen Erfolg gelandet«, hat er gesagt und sich in der Sonne geschmolzenen Brie auf einen Cracker geschmiert, »dann türmen sich all die Lobhudeleien der Kritiker und Leser vor dir auf. Dein Debüt war ein internationaler Bestseller und hat alle erdenklichen Preise eingeheimst. Die Leser warten sehnsüchtig auf deinen nächsten Coup. Da ist es kaum verwunderlich, dass du dich jedes Mal, wenn du dich über die Seiten beugst, mit tausend Erwartungen konfrontiert siehst. Du schreibst im Schatten eines Buchs.«

*Im Schatten eines Buchs.* Die Worte hallten in meinem Kopf wider, als ich, etwas benommen vom Rotwein, in meinem

kühlen Raum lag, die Fensterläden weit geöffnet, damit ich die Vögel zwitschern hören konnte.

»Das Buch kommt gut voran«, sage ich jetzt zu Jane, während sich die Steifheit zwischen meinen Schulterblättern in die Wirbelsäule fortsetzt.

»Wir sind alle ganz wild darauf, es zu lesen«, sagt Jane aufgekratzt. »Könntest du dir vorstellen, mir schon einmal einen Teil zu schicken, damit ich mir einen Eindruck verschaffen kann? Ich würde den Designern gerne ein paar Anregungen für das Cover geben.«

Ich denke an das schlichte schwarze Notizbuch, das Gewirr von Wörtern, die mühselig zu Absätzen zusammengefasst wurden, die hingekritzelten Sätze, dann all die Seiten, die mit einer einzigen harten Linie durchgestrichen sind.

»Eigentlich bin ich gerade dabei, einen ganzen Handlungsfaden umzuschreiben. Wenn du nichts dagegen hast, würde ich es lieber beim zehnten Dezember belassen.«

Jane hat nichts dagegen – was bleibt ihr schon anderes übrig? Wir reden noch eine Weile über ein Interview, das mein Verleger mit der Zeitschrift *Red* ausgehandelt hat, wobei der Termin noch bestätigt werden muss. Bevor Jane auflegt, sagt sie: »Ich freue mich schon auf deine Liveschaltung auf Facebook.«

Ich schaue auf die Uhr. Noch eine Stunde.

Vor meinem Aufbruch nach Frankreich hat Jane mich dazu überredet, eine Reihe von Livevideos zu streamen, weil man auf diese Weise massenhaft Leser erreicht und schon vor der Veröffentlichung des Buchs die Werbetrommel rühren kann.

Als ich erklärte, ich wisse gar nicht, worüber ich reden solle, klang sie aufrichtig überrascht.

»Elle, du bist doch eine selbstbewusste, eloquente junge Frau. Du wirst das toll machen. Die Leser möchten einfach

mehr über dich wissen – woher du deine Ideen hast, wie du schreibst, solche Sachen. Gib dich ganz locker. Vielleicht könntest du jede Woche mit einem Schreibtipp beginnen, du weißt schon: ›Was ich beim Schreiben gelernt habe‹ und solche Dinge. Und dann beantwortest du ein paar Fragen.«

Mir ist kein hinreichend guter Grund eingefallen, um mich zu weigern.

Jetzt teilt sie mir mit: »Wir haben es über unsere Social-Media-Kanäle gepusht, daher hoffen wir, dass viele Tausend Leute live dabei sind. Wir werden alle im Büro sitzen und die Daumen drücken.«

Alle diese Menschen werden mich anschauen. Mir Fragen stellen. Live. Kein Platz für Fehler. Keine Möglichkeit, etwas zu revidieren. Keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Nur ich – die Schriftstellerin Elle Fielding – in meinem Schreibzimmer.

Ich lege das Handy hin und bemerke, dass ich schwitze.

Die Luft wird kühler, als ich die Treppe ins Obergeschoss hinaufsteige.

Für die Dauer der Airbnb-Vermietung habe ich mein Schreibzimmer abgeschlossen. Ich brauchte einen Ort, an dem ich meine Wertsachen verwahren konnte. Außerdem missfiel mir die Vorstellung, dass eine fremde Person an meinem Schreibtisch sitzen könnte. Komisch, ich weiß.

Ich ziehe den Schlüssel aus der Tasche und mühe mich eine Weile mit dem Schloss ab. Mehrfach drehe ich den Schlüssel hin und her, bis ich spüre, dass der Bolzen nachgibt. Dann öffne ich die Tür weit.

Licht durchflutet den Raum; die schimmernden Schattierungen des Meeres strömen durch die Glaswand und ergießen sich über die Holzdielen und die weißen Wände. Beim Entwurf diesen Raums wollte ich eine Umgebung schaffen,

in der mein Geist über den Schreibtisch fliegen kann, über den Computerbildschirm und durch die Wände hindurch, um auf das endlose Versprechen des Horizonts zuzusegeln.

Auf überflüssigen Krempel habe ich bewusst verzichtet. Die einzigen Möbel sind ein alter Eichenschreibtisch und ein schlichtes Bücherregal aus aufgearbeiteten Gerüstplanken, in dem ein paar meiner Lieblingsromane und eine tönernen Öllampe stehen. In der Zimmerecke, mit Blick aufs Meer, steht noch ein Ohrensessel neben einer Truhe mit Notizbüchern, Fotos und Tagebüchern.

Als ich durch den Raum gehe, registriere ich überrascht den Salzgeruch in der Luft. Ich hätte eher erwartet, dass es stickig sein würde, nachdem der Raum zwei Wochen lang abgeschlossen war.

Und dann sehe ich es: Das kleine Fenster in der Ecke der Glaswand ist geöffnet. Ich bin überrascht. Normalerweise kontrolliere ich mehrfach, ob Türen und Fenster verriegelt sind. Dieses muss ich irgendwie übersehen haben. Während der Airbnb-Vermietung kann niemand in dem Raum gewesen sein, da ich ihn abgeschlossen und den einzigen Schlüssel mitgenommen habe.

Als ich mich an den Schreibtisch setze, habe ich die Sache bereits vergessen. Ich liebe diesen Schreibtisch. Vor vier Jahren habe ich ihn auf dem Kempton Market entdeckt. Damals wohnten Flynn und ich in einer Mietwohnung in Bristol, und ich hatte gerade mit der Arbeit an meinem ersten Roman begonnen. Die Zeit zum Schreiben musste ich mir von den Mittagspausen und von meinem Feierabend nach dem Schichtdienst abzwacken. Außer Flynn erzählte ich niemandem von meinen hochtrabenden Plänen, weil dieser Traum noch zu frisch war, zu zerbrechlich – als könne ein falscher Kommentar zerstörerische Kraft entwickeln. Als wir den Kempton Market verließen, sagte ich zu Flynn: »Sollte ich je



einen Buchvertrag bekommen, werde ich mir als Allererstes einen solchen Schreibtisch kaufen.«

Ohne mein Wissen nahm Flynn Kontakt zu dem Verkäufer auf und ließ den alten Schreibtisch in die Garage seiner Mutter liefern. An den Wochenenden, an denen er dort zu Besuch war, verbrachte er Stunden damit, den Tisch herzurichten. Er bekämpfte den Holzwurm und schliff die Oberflächen ab, bis unter den Lackschichten das nackte Holz wieder zum Vorschein kam, selbst in den Rillen der gedrechselten Beine. Er tauschte Knäufe aus, wachste Führungsschienen und versiegelte Risse.

Ein Jahr später, als mein Roman endlich fertig war, druckte ich ihn sechs Mal aus, um ihn an Literaturagenturen zu schicken. Damals nahm Flynn mich mit und zeigte mir den Schreibtisch.

»Eigentlich wollte ich bis zu deinem ersten Buchvertrag warten«, begann er, als wir in der Garage seiner Mutter standen, mitten im beißenden Terpentingestank, »aber ich glaube, dieser Tag ist wichtiger. Du hast dein Buch vollendet, Elle. Egal, ob es nun veröffentlicht wird – oder vielleicht erst das nächste oder übernächste –, du bist jetzt eine Schriftstellerin.«

Der Timer an meinem Handy piepst.

*Noch eine Minute.*

Mein Magen revoltiert. *Viele Tausend Leute werden live dabei sein.*

Ich setze mich aufrecht hin und straffe die Schultern. Mir ist klar, was ich zu tun habe. Was alle von mir erwarten.

Konzentriert blicke ich auf den Laptop. Mein eigenes Gesicht erscheint auf dem Bildschirm, erfasst von der Computerkamera. Vielleicht liegt es am Neigungswinkel des Bildschirms oder daran, wie das Licht in den Raum strömt, aber im ersten Moment erkenne ich mich selbst nicht wieder.

Ich greife nach der Maus und lasse den Cursor über der Schaltfläche für die Liveschaltung schweben.

*Klick.*

Auf meinem Gesicht macht sich ein Lächeln breit. Ich höre es auch in meiner Stimme mitschwingen, als ich sage: »Hallo, alle miteinander. Ich bin die Schriftstellerin Elle Fielding und sende heute live aus meinem Schreibzimmer hier in Cornwall. Vielen, vielen Dank, dass ihr alle dabei seid. Für diejenigen, die mich noch nicht kennen, möchte ich hinzufügen, dass ich *Wilde Angst* geschrieben habe, einen Psychothriller, der letztes Jahr veröffentlicht wurde. In den nächsten Wochen möchte ich euch von meiner langen Reise in die Literatur erzählen. Ich möchte euch an allem teilhaben lassen, was ich bislang gelernt habe, und eure Fragen beantworten. Also, vielleicht ist dies ein guter Moment, um meinen heutigen Schreibtipp loszuwerden. Es geht um etwas ganz Simples, das ihr alle tun könnt: Kauft euch ein Notizbuch. Nehmt es überallhin mit. Unser Kurzzeitgedächtnis kann Informationen nur drei Minuten lang speichern. Wenn man Ideen nicht sofort aufschreibt, gehen sie leicht verloren. Dies hier ist mein aktuelles Notizbuch«, sage ich und halte ein schlichtes schwarzes Heft hoch. »Ich trage es in meiner Handtasche mit mir herum und lege es nachts neben mein Bett und habe es auch sonst überall dabei. Dieses Heft erinnert mich daran, dass ich nie aufhöre, Schriftstellerin zu sein, egal, wo ich bin und was ich tue.«

Ich hüte mich davor, es aufzuklappen.

Einen Blick auf die Seiten zu gewähren.

Ich hole Luft. »Okay, jetzt könnt ihr mir Fragen stellen.« Ich schaue auf die linke Bildschirmseite, wo Zuschauer ihre Fragen in Echtzeit tippen. »Ich werde mein Bestes tun, so viele wie möglich zu beantworten. Die erste Frage stammt von Cheryl Down. Sie will wissen: ›Dein Debütroman war

ein internationaler Bestseller. Setzt dich das beim Schreiben deines zweiten Romans unter Druck?«

Mir ist bewusst, dass Jane und ihre Kollegen zuschauen. »Ja, dieser Druck besteht natürlich. Das Gute ist aber, dass ich mit meinem zweiten Roman bereits vor der Veröffentlichung von *Wilde Angst* begonnen habe, als ich noch keine großen Erwartungen hatte. Ich muss zwar zugeben, dass ich mit der Fertigstellung ein wenig im Verzug bin – ich bin umgezogen und habe eine große Lesereise hinter mir –, aber die Dinge beruhigen sich allmählich. Jetzt werde ich mich ranhalten.«

Abgehakt.

»Als Nächstes fragt Adam Grant: ›Was hast du getan, bevor du Schriftstellerin wurdest?« Ich lächle. »Die Frage müsste eigentlich lauten, was ich *nicht* getan habe. Ich habe gekellnert, Kaffee serviert, an einer Rezeption gearbeitet, in der Garderobe eines Nachtclubs ausgeholfen und Büros geputzt. Außerdem bin ich so viel gereist, wie ich es mir nur leisten konnte. Eine Weile habe ich in Neuseeland gelebt, später dann in Kanada. Seit ich erwachsen bin, habe ich meine Zeit mehr oder weniger damit zugebracht, herauszufinden, was ich eigentlich tun will.«

*Wer ich eigentlich sein will.*

»Und plötzlich ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen: Ich will schreiben. Es hat einfach klick gemacht. Ich kam mir fast dumm vor, weil ich es nicht eher bemerkt habe. Im selben Moment, als ich mit dem Schreiben begann, habe ich mich in diese Tätigkeit verliebt. Ich wusste nicht, ob ich sie überhaupt beherrsche oder davon leben kann. Mir war nur klar, dass ich wahnsinnig gerne schreibe.«

Und das ist die Wahrheit.

Ich beantworte noch ein halbes Dutzend Fragen, dann trinke ich einen Schluck Wasser und schaue auf die Uhr.

»Für zwei weitere Fragen bleibt uns heute noch Zeit. Amy Werden fragt: ›Hast du irgendwelche Schreibrituale? PS: Du führst das perfekte Leben.«

Ich antworte: »Das perfekte Leben? Offenbar benutze ich zu viele Filter! Hinsichtlich meiner Schreibrituale kann ich nur sagen, dass es mir wichtig ist, meine ersten Ideen handschriftlich festzuhalten. Der Kern einer Idee erscheint mir zu kostbar, um ihn in einen Computer zu tippen, wo er dann auf dem Bildschirm gefangen ist. Ich liebe die Windungen der Sätze auf einer Seite, den Mangel an Gleichmaß, das Kratzen des Bleistifts auf cremefarbenem Papier. So können die Ideen fließen und ihren Rhythmus finden.«

Sollte Fiona zuschauen, wird sie die Augen verdrehen.

»Die letzte Frage stammt von Booklover101.« Den Benutzernamen erkenne ich sofort. Das Profilbild zeigt ein Fahrrad mit Korb, der mit Büchern gefüllt ist. Booklover101 hat meine Entwicklung von Beginn an verfolgt und fast alle meine Posts kommentiert. Sie verfasst Tweets, schickt mir Direktnachrichten und hat mir über meinen Verlag auch schon handgeschriebene Karten zukommen lassen.

»Als dein erster Fan«, lese ich laut vor, »würde ich gerne Folgendes wissen: Braucht ein Autor ein finsternes Gemüt, um finstere Bücher schreiben zu können?«

Ich hätte die Frage überspringen und eine andere wählen sollen.

Ich lächle weiter.

»Was man braucht«, sage ich langsam, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen und die richtigen Worte zu finden, »ist ein offener Geist. Man muss eine Situation betrachten und das Potenzial für Schatten darin erkennen können. Die Frage nach dem ›Was, wenn‹ darf man nie aus den Augen verlieren.«

Dabei belasse ich es. Ich bedanke mich noch einmal bei